

Sigurd Blümcke

Jugend, Widerstand und Haftzeit
1944–52

... Wir liebten nur einen Sommer!

Tatsachenbericht

Sigurd Blümcke

**JUGEND,
WIDERSTAND
und HAFTZEIT**

1944–52

**... Wir liebten
nur
einen Sommer!**

Tatsachenbericht

Heimdall Verlag
Digital Edition

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Heimdall Verlag
Digital Edition

Hergestellt in Deutschland • 2. Auflage 2015

© Heimdall Verlag, Devesfeldstr. 85, 48431 Rheine,
www.heimdall-verlag.de

© Alle Rechte beim Autor: Sigurd Blümcke

Satz: Heimdall DTP-Service, www.lettero.de

Coverbild: © Sigurd Blümcke

ISBN: 978-3-939935-91-9

Inhalt

Zum Geleit	9
Vorwort	11
Einstimmung	13
Der schwarze Freitag	17
Erste Hilfe	24
Bilder aus der Jugendzeit	33
Großangriff auf Potsdam	40
Dialog	53
Die alte Dorfschule	55
Die neue Einheitsschule	60
Rückblick auf die NS-Zeit	72
Fußball wird populär	75
Dialog	84
Das letzte Aufgebot	86
Kinder an die Front	91
Dialog	105
Die Stunde 0	109
Heimkehr	126
Dialog	134
Kein Wasser, kein Strom	135
Die erste Kontrolle	139
Komm Frau!	156
Der 8. Mai	165
Die Nachkriegszeit	183
Unser Schwur	208
Dialog	218
Öffnung der Massengräber	218
Die Luftbrücke	222
Berlinblockade	231
Dialog	232
Der erste Kuss	241
Dialog	251
Wir machen Musik	252

Der neue Schulbeginn	261
Kunst-AG	276
Deutschstunde	283
Die Pause auf dem Balkon	285
Doodeln im Vorortzug	287
Die keusche Liebe	293
Am Plessower See	299
Dialog	311
Tête-à-tête	312
Zuggespräche	321
Was lange gärt, wird Wut!	325
Der Abend bei Hafemeister	327
Wo liegt die Wahrheit?	331
Schutz in der Kirche?	335
Agitation ist Pflicht!	340
Wir dürfen nicht wieder wegsehen!	344
Flugblätter	351
Die lange Nacht!	359
Die unglaubliche Nachricht	366
Offener Wahlprotest	371
Die Flugblattrakete	374
Dialog	376
Der SSD in der Schule	378
Die Verhaftung	380
Die Einlieferung	387
MGB*)-Verhör	395
Dialog	399
Verlegung zum Bauhof	402
Dialog	403
Die ersten Verhöre beim SSD	413
Folter	425
Die Gegenüberstellung	442
Das Geständnis	451
Die ärztliche Untersuchung	458
Dialog	463

Das U-Boot	468
Dialog	475
Das Privatissimum	480
Dialog	500
Der Widerstand geht weiter	513
Das MfS schmiedet neue Pläne	532
Versuchter Menschenraub	536
Die Stasi gibt nicht auf	540
Paul wird IM »Bäcker«	548
Der große Deal	558
Die Freunde werden gewarnt	572
Im MGB-Gefängnis »Lindenhotel«	579
Einzelschicksale	588
Helga Starke und Heini Fritsche	592
Helga Koebke	601
In der Butyrka	605
Das Ende	611
Rückblick nach 60 Jahren	623
Sind sie umsonst gestorben?	625
Die Gedenkstätte in Werder/Havel	627
Nachruf auf Benno	631
Anhang	632

Zum Geleit

von Thankmar von Münchhausen:

»Rauskommen! Folgen! Schnell! Kopf runter!« Keiner der Teilnehmer der Gedenkfeier in der evangelischen Kirche in Werder/Havel im Juli 2008 hatte diese Worte, in rauem Russisch hervorgestoßen, von Professor Dr. Sigurd Blümcke erwartet.

Der Redner beschwor damit die letzten Augenblicke von acht jungen Männern und Frauen herauf, die vor 56 Jahren in Potsdam wegen »Spionage« und Antisowjetischer Hetze« zum Tode verurteilt und in Moskau erschossen worden waren.

Sigurd Blümcke hatte die meisten von ihnen gut gekannt. Er hatte 1950/51 als Beschuldigter und Gefangener die Methoden der Staatssicherheit der DDR und ihrer sowjetischen Schutzmacht am eigenen Leib erfahren.

»Wir waren keine geschlossene Gruppe, keine Saboteure oder gar Terroristen«, sagt Professor Blümcke. »Statt dessen waren wir fröhlich, immer verliebt und sehr sensibel.«

Das Verhalten solcher jungen Menschen bewies eine gewisse Widerständigkeit gegen den »realen Sozialismus« der entstehenden DDR, ihre Propaganda, den zunehmend spürbaren Zugriff auf die Bevölkerung.

Für eine totalitäre Diktatur – die zweite auf deutschem Boden – genügt solches »Nicht-Mitmachen-Wollen« als Aufforderung zum Zuschlagen.

Sigurd Blümcke hat diese Erfahrungen für sich behalten. Seine Mitschüler in der Abiturklasse in Westdeutschland – der Schreiber dieser Zeilen, selbst ein Zeitzeuge von Krieg und Vertreibung, gehörte dazu – hörten so wenig davon wie später Kollegen und Freunde. Er hielt das ihm Zugefügte aus der frischen Erinnerung in Zeichnungen und Notizen fest, schuf die Plastik einer »trauernden Mutter«.

Das volle Verstehen konnte sich auch ihm erst nach der Wiedervereinigung erschließen: mit dem Einblick in die eigenen »Stasi«-Akten.

In seinem Buch, das nun in der Neuauflage vorliegt, hat er seine bewundernswerte Erinnerungsarbeit wie in einem Bernstein aufbewahrt.

Dr. Thankmar Frhr. von Münchhausen,
1976-98 Politischer Korrespondent der F.A.Z. in Paris.

Vorwort

Mehr als ein halbes Jahrhundert musste ins Land gehen, um meine Erlebnisse vom Kriegsende bis 1952 zu verarbeiten und den nötigen Abstand zu gewinnen.

Meine Erzählung, die sich auf Tagebuchnotizen und Originaldokumente sowie auf selbst angefertigte Zeichnungen, persönliche Erinnerungen und Interviews stützt, ist als bescheidener Beitrag gegen das Vergessen gedacht.

Bisher hatte ich mich energisch gesträubt, über die damalige Zeit zu sprechen, geschweige denn etwas zu publizieren. Erst nach allseitigem massiven Drängen sah ich mich ermutigt, zur Feder zu greifen. Als einer der letzten Zeitzeugen dürfte ich mein Wissen mit all den Dokumenten und zugehörigen Illustrationen nicht länger der Öffentlichkeit vorenthalten, so die Argumentation meiner Freunde.

Den Anspruch auf ein historisch oder gar literarisch bedeutsames Werk möchte ich keinesfalls erheben. Es geht mir auch in erster Linie nicht um Schuldzuweisungen und Verurteilungen, sondern eher um die Reflexion eines Zeugen zweier Epochen zur Komplexität der tatsächlichen Geschehnisse.

Viele Erinnerungen wurden jetzt erst wieder vor Ort wach, sei es beim Betreten meiner damaligen Gefängniszelle oder bei der Besichtigung sowjetischer Haftanstalten. Gern fahre ich in meiner alten Heimat über Land, um in der Blütenstadt Werder a. d. H., dem Ort meiner großen Liebe, mein Schulgebäude wiederzusehen oder in Lehnin das Kloster und in meinem Heimatdorf die alte Dorfschule und das damalige Tanzlokal zu besichtigen. Aber auch auf Friedhöfen sehe ich beim andächtigen Lesen der Grabsteininschriften meine damaligen Freunde in ihrer jugendlichen Frische wieder vor mir.

Ich habe versucht, die damaligen Ereignisse aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten, sie möglichst detailliert und authentisch darzustellen und bestimmte Episoden meinem Enkel am Computerbildschirm anschaulich zu vermitteln.

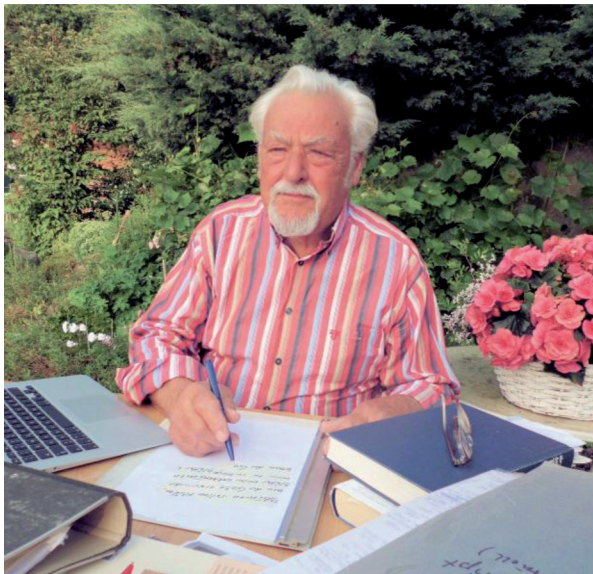
Um die Spannung zu halten und zugleich den Ductus nicht zu verlieren, musste ich auf manche Episode verzichten und andere aus

dem örtlichen und zeitlichen Abseits in den Brennpunkt des Geschehens rücken.

Es sei mir auch verziehen, wenn ich der Klarheit willen einiges übertrieben oder überzeichnet haben sollte.

Möge beim Lesen dieses Buches mein Wunsch erkennbar werden, die fröhlichen und traurigen Erlebnisse, aber auch die Ängste und Probleme, die unsere Jugend prägten, aus der Tiefe des Vergessens zu holen, um zu verstehen, wie wir Jugendlichen damals dachten und was wir aus Überzeugung taten.

Erläuterungen zu bestimmten Abkürzungen und Begriffen, soweit sie nicht im Text erklärt sind, finden im Anhang ihre Interpretationen.



Der Autor bei der Arbeit.

Einstimmung

Weihnachten steht vor der Tür. Die Familie hat sich einträchtig vor dem geschmückten Christbaum versammelt. Die vier Schulkinder, drei Mädchen und ein Junge, räkeln sich auf dem Sofa, beschäftigen sich mit ihren iPads oder schmökern in Heften und Büchern. Die Eltern blättern in Zeitschriften und Katalogen und unterhalten sich über den anstehenden Skiurlaub. Die Großeltern beobachten die Familienidylle.

Während sich die drei Mädchen an diesem Abend auf ein Kartenspiel einigen, zieht sich der 13-jährige Jon David mit seinem Geschichtsbuch in eine Sofaecke zurück. Wir Großeltern wollten eigentlich beizeiten verschwinden, um die kommenden Tage besser durchstehen zu können. Doch dazu kommt es nicht, denn Joni, so wird mein Enkel liebevoll genannt, hat noch eine Frage:

»Opi, wie habt ihr Weihnachten gefeiert, als du noch jung warst?«

Nach einer kurzen Denkpause, in der ich versuche, mich in meine Jugendjahre zu versetzen, erkläre ich ihm, dass ich vor gut 60 Jahren das Weihnachtsfest ganz alleine in einer kleinen kahlen Gefängniszelle verbracht hatte. In der Heiligen Nacht hatte ich durch ein Stahlgitter und einen schmalen Spalt hindurch in den Nachthimmel geblickt und leise ein Weihnachtslied gesummt.

»Opa, du musst das alles erzählen!«, drängt mein Enkel.

»Mein lieber Jon, das ist eine lange Geschichte mit vielen schrecklichen und manchen schönen Erlebnissen. Zum Teil habe ich sie aufgeschrieben und mit Zeichnungen illustriert.«

Jon gibt sich noch nicht zufrieden: »Haben die Nazi-Leute damals auch Weihnachten gefeiert? Haben sie eigentlich an Jesus und an seine Geburt geglaubt?«

»Auch diese Fragen kann ich nicht mit einem Satz beantworten. Für heute Abend vielleicht nur so viel: Die damaligen Machthaber hatten unsere christliche Religion und die zugehörigen christlichen Feste wie z. B. das Weihnachts- und Osterfest nicht verboten. Es gab zwischen Staat und Kirche einen Vertrag. Die überzeugten »Nazi-



Opa, wie habt ihr Weihnachten gefeiert, als du noch jung warst?

Leute«, wie du sie nennst, waren entweder Atheisten oder hatten sich eine arische Ersatzreligion zurechtgelegt. Sie begannen germanische Götter zu verehren und behaupteten, »gottgläubig« zu sein.«

Jon fragt weiter: »Dann waren sie also doch fromm?!« Er zeigt auf das Buch, das er gerade studiert: »Hier steht nämlich, dass die Nationalsozialisten die christlichen Kirchen unterdrückt hätten und nur den Atheismus wollten! Was ist denn nun richtig?«

Ich streiche ihm über sein dunkles volles Haar: »Mein lieber Joni, wenn das alles so einfach wäre, bräuchten wir keine Universitäten und keine langwierigen wissenschaftlichen Untersuchungen! Glaube mir, mit diesem Problem beschäftigen sich kluge Köpfe schon seit vielen Jahren, und noch immer sind die Akten nicht geschlossen. Aber wenn dich die damalige Zeit, in der ich so alt war, wie du es jetzt bist, wirklich interessiert, dann kann ich dir meine Aufzeichnungen geben. Alles beruht auf Tatsachen, Tagebuchaufzeichnungen, Notizen und Zeichnungen.«

Jon verlässt seine Kuschelecke: »Oh, wie cool! – Ich möchte alles hören und sehen! – Alles aus deiner Jugend, von Anfang an!«

»Meine Geschichte fängt mit meiner frühen Jugendzeit an, als ich noch, wie damals alle Knaben, ein Pimpf im Jungvolk war. Das alleine wäre schon ein abendfüllendes Thema. Dann könnte ich dir vieles vom Kriegsende und der nachfolgenden sowjetischen Besatzungszeit erzählen. Interessant wäre für dich sicher auch meine Schulzeit in der sowjetischen Besatzungszone bis zur Gründung der DDR. Ein besonderes Kapitel betrifft meine Sturm- und Drangzeit und vor allem meine erste große Liebe, die allerdings nur einen Sommer währte. Danach wird meine Geschichte ernst und traurig. Wir erlebten die Ost-West-Spannung und spürten die drohende endgültige Teilung unseres Vaterlandes, der wir entgegenwirken wollten. Die Folgezeit unseres Widerstandes gegen das SED-Unrechtsregime, meine Verhaftung und die Zeit hinter Gittern werde ich nie vergessen können.«

Jon sichtlich erschrocken: »Das hast du alles wirklich erlebt? Warum kannst du denn immer noch so fröhlich sein?«

»Ja, kann ich! Ich bin nicht zerbrochen, wie so viele andere, die dasselbe Schicksal erleiden mussten. – Meine Geschichte endet leider sehr traurig, denn unser ehrlich gemeinter Kampf für Freiheit, Demokratie und Gerechtigkeit wurde mit drakonischen Urteilen, unmenschlichen Haftstrafen und sogar Erschießungen in Moskau belohnt.«

Ohne ein Wort zu sagen, betrachtet Jon den Christbaumschmuck. So einen Megabericht hat er von seinem Opa nicht erwartet. Er hat auch nicht geahnt, welche Lawine er mit spontanen Fragen losgetreten hat.

Am nächsten Morgen sitzt Großvater schon beizeiten am Schreibtisch vor seinem Laptop. Auf dem Tisch liegen alte Fotoalben, vergilbte Zeichnungen, Schnellhefter und einige Schriftstücke.

Jon betritt das Arbeitszimmer: »Guten Morgen, Opi! – Sind das deine Bilder und das Geschriebene aus deiner Jugendzeit?«

Ich brumme ein leises »Mmm«.

Jon tritt näher an den Schreibtisch heran: »Opi, zeig doch mal! Kannst du was dazu erzählen? – Los, bitte!«



Großvater zeigt seinem Enkel alte Bilder und Zeichnungen.

Ich nehme meine Brille von der Nase: »Die meisten Bilder und Dokumente hatte ich schon vor Jahren eingescannt und digital bearbeitet, weil sie auf dem Bildschirm besser zur Darstellung kommen. Sieh mal, hier habe ich für jeden Abschnitt meiner Jugend eine Datei angelegt. Darin findest du alte Zeichnungen, Fotos und Dokumente. Die vielen Bleistift-, Kohle- und Tuschezeichnungen stammen alle von mir. Manche hatte der Zahn der Zeit schon stark demoliert. In den Kriegs- und Nachkriegsjahren hatten wir kein gutes Papier. Alles war knapp, das Material miserabel, und zu kaufen gab es herzlich wenig! Deshalb musste ich später einige Zeichnungen und Skizzen digital überarbeiten. Welches Kapitel interessiert dich denn besonders?«

Nach einigem Nachdenken meint Jon, dass ich schon mal etwas von meinen Kriegserlebnissen erwähnt hätte. Das würde ihn besonders interessieren. Er könne sich überhaupt nicht vorstellen, wie das damals gewesen sei und dass Jungs schon im Krieg waren.

»Gut, fangen wir mit den unvergesslichen Erlebnissen aus den letzten Wochen und Tagen des 2. Weltkriegs an. Was damals alles Schreckliches geschah, findest du in diesem Hefter. Du solltest dir alles in aller Ruhe durchlesen. In diesem Bericht kommen zwei Mädels, die Polin Jadwiga Wisnewska aus Lodz und die Russin Marta Antonowa aus der Ukraine vor. Beide gehörten zu den sogenannten Zivilgefangenen, die 1940 bzw. 1941 nach Deutschland gebracht wurden. Man hatte diese meist noch sehr jungen Menschen nach Deutschland deportiert und zum Arbeitseinsatz, wie das offiziell hieß, auf die landwirtschaftlichen Betriebe verteilt. Unser Gartenbaubetrieb bekam diese beiden Mädels, die mit meiner Mutter, also deiner Urgroßmutter, und mir zusammen lebten, in der Küche zusammen aßen, auf dem Feld zusammen arbeiteten und die Bombennächte zusammen im Keller verbrachten. Über sie gibt es im Folgenden noch manches zu berichten.«

Der schwarze Freitag

Wie an jedem Morgen gilt der erste Blick dem Kalender. Heute haben wir Freitag, den 9. Februar 1945.

Seit Montag findet in der Schule kein Unterricht mehr statt. Alle Klassenräume werden dringend zur Übernachtung für die durchziehenden Flüchtlinge gebraucht. Die Schülerinnen und Schüler begrüßen diese Sonderferien. Viele von ihnen können jedoch die geschenkte Freizeit nicht zum Spielen nutzen, denn sie werden in den Gärtnereien und bäuerlichen Betrieben dringend gebraucht.

Auf dem Lande gibt es immer Arbeit. Im Februar müssen Obstbäume beschnitten werden. Bei manchen großen Bäumen sind die Baumkronen zu lichten, d. h., störende und trockene Äste herauszusägen. Das ist eine typische Arbeit für junge Burschen, die geschickt in die Baumkronen klettern können. Sie brauchen aber auch Muskeln, denn alles geschieht per Hand mit einer einfachen Baumsäge oder Baumschere.

Als Nächstes müssen die herabgefallenen Äste und Zweige zusammengesammelt und zum großen Reishaufen getragen bzw. gezogen werden. Diese oft bei klirrender Kälte und starkem Ostwind zu verrichtende Arbeit gehört zu jeder ordentlichen Plantagenpflege, was allerdings manchem Laien, der nur das Ernten kennt, schwer zu vermitteln ist.

Mutter steht in der Küche und schaut, wie an jedem Morgen, nachdenklich auf das heutige Kalenderblatt. Sie kann nicht ahnen, dass dieser Tag für so manche Flüchtlingsfamilie ein rabenschwarzer Freitag werden wird.

Über Nacht hat es wieder gefroren. Der Erdboden ist steinhart. Mutter überlegt, welche Arbeiten wohl heute am dringlichsten seien. Die beiden Gehilfinnen, Jadwiga aus Polen und Marta aus der Ukraine, erscheinen zum Frühstück. Ich sitze schon am Küchentisch und reibe mir den Schlaf aus den Augen.

Nach dem Frühstück soll es wieder in die Obstplantagen gehen, so lautet die Anordnung der Chefin. Ich soll wie immer in die Baumkronen klettern und sägen und schneiden, während den beiden Mädels das Aufsammeln und Wegtragen obliegt. Die Schäferhündin Minka hat, wie immer, alles zu überwachen. Nachdem sich das Arbeitstrio warm angezogen hat, geht es mit Gesang in den Obstgarten. Es ist ein kalter, aber heller Tag. Der stahlblaue Himmel, so glaube ich, lässt nichts Gutes ahnen. Bei einer so guten Sicht muss man wohl wieder mit einem amerikanischen Bomberbesuch rechnen. Die beiden Mädels haben denselben Gedanken: Um 11 Uhr spätestens werden wir, wie so oft, eine Pause einlegen, um uns im Luftschutzkeller ausruhen und aufwärmen zu können.

Ich klettere, säge und schneide, während Marta und Jadwiga sammeln und tragen, so wie schon in den vergangenen Tagen. Um 10 Uhr wird eine Pause eingelegt, um sich in der Küche wieder etwas aufzuwärmen. Es gibt heißen Tee. Zur weiteren Stärkung stehen Brei – auf Russisch Kascha genannt – geschnittenes Brot, Kuhbutter und selbst gestampfte Ziegenbutter, Rübensirup, Erdbeermarmelade, Quark und vor allem saure Milch auf dem Tisch. Jeder kann sich bedienen.

Jadwiga fragt höflich, ob es auch heißen Kaffee gäbe. Meine Mutter nickt ihr zu: »Ja, aber wir haben nur Muckefuck, dieses scheußliche Getränk, das schon Napoleon verabscheute!«

Jadwiga meint, dass man diesen Kaffee auch in Polen kenne. Es gäbe sogar noch schlimmere Arten von Kaffeersatz. Marta bleibt wie immer bei ihrem geliebten Tschai (Tee).

Für meine Mutter, selbst aus einer alten Hugenotten-Familie stammend, ist dieses Thema ein willkommener Anlass, eine Lobeshymne auf die gepflegte französische Kultur und insbesondere auf die den Geist anregende Wirkung des Kaffees zu singen. Sie versäumt es in der Regel aber auch nicht, sich von den groben Sitten und der unmöglichen Sprache der preußischen Landbevölkerung zu distanzieren. Indem sie sich bei Jadwiga und Marta für das einfache märkische Landleben zu entschuldigen versucht, gibt sie bei dieser und ähnlicher Gelegenheit gerne einen ihrer meist selbst erdachten französischen Sprüche zum Besten:

»Voilà! Aujourd'hui il y a du café, mais on a du Moka faux!« Lächelnd fügt sie ihren Lieblingsreim hinzu: »Aujourd'hui chez nous seulement café fou !« Und das mit dem Hinweis auf den Autor, der kein geringerer als Napoleon persönlich gewesen sein soll.

Ich versuche, dieses Wortspiel, das zugleich auch eine etymologische Erklärung für das gebräuchliche Wort »Muckefuck« sein soll, ins Polnische und Russische zu übersetzen.

Marta meint dazu: »Bei uns auch man sagt Ersatzkoje. – No, ja bichotel tschai, pajschalista!« (Aber ich möchte bitte Tee!)

Mutter blickt die beiden Helferinnen fragend an: »Ist die Arbeit heute in der Plantage etwa zu schwer oder wegen der Kälte zu anstrengend?«

Marta: »Bei uns zu Hause alles war viel schwerer! Ich schon mit zwölf Jahren auf Kolchos gearbeitet! Das war schwer! Ich schwaches Mädchen! Auf dem Feld hinter Traktor! Alles mit Hände! – Alle Mädels im Dorf gearbeitet auf Kolchos! Korn geschnitten und gebunden! – Das hier leichte Arbeit! – Kälte nicht schlimm! – Kälte bei uns viel mehr!«

Jadwiga stimmt dem nickend zu: »Diese Arbeit ist leicht! Sigurd

muss mehr schwer arbeiten – auf Bäume! Das möchte ich nicht!«

Das war das erste Mal, dass Marta etwas über ihre Heimat und über eine Kolchose erzählt hat. Ich will mehr über Kolchosen wissen, aber Marta schweigt.

Alle haben sich wieder aufgewärmt. Die Arbeit in der Obstplantage kann also weitergehen.

Ich schaue noch einmal zur Uhr und frage: »Es ist schon 11 Uhr durch und noch immer kein Fliegeralarm? – Heute bei dem klaren Wetter? – Wer soll das verstehen? – Haben die Amerikaner kein Interesse mehr an Berlin? – Sollte alles schon so weit zerbombt sein, dass sich der Aufwand nicht mehr lohnt? – Na ja, umso besser. Dann können wir ja ganz ungestört den Bäumen weiter zu Leibe rücken!«

Pfeifend, summend und singend geht das Trio erneut an die Arbeit. Nach einer guten Stunde sind die Hände vor Kälte steif geworden. Die drei sind sich einig: Wir brauchen wieder eine kleine Aufwärmung! – Außerdem ist ja schon bald Mittagszeit! Das fleißige Dreigespann begibt sich ins Haus. Mutter hat schon das Wesentliche vorbereitet.

Auf der »Kochmaschine« steht ein Topf mit gekochten Kartoffeln bereit. Es kann aufgetragen werden. Aber jeder muss seine Kartoffeln selbst pellen. Das Pellen ist eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, vor allem wegen des intensiven Geruches, der das Wasser im Munde zusammenlaufen lässt. Es steht auch der weiße Käse bereit, der besonders gut zu heißen Pellkartoffeln schmeckt. Außerdem befindet sich selbst gestampfte und gesalzene Butter aus Ziegenmilch auf dem Tisch. Jeder darf sich bedienen. Zum Nachtschiff soll es heute Pudding mit heißen Sauerkirschen aus eigener Ernte geben. Niemand soll hungrig vom Tisch aufstehen.

Meine Mutter nimmt Platz, faltet ihre Hände. Das Arbeitstrio tut ein Gleiches. Heute bittet sie den Herrn um Frieden und dass alle Menschen, die Haus und Hof verloren haben, unbehelligt eine neue Heimat in friedlicher Umgebung finden mögen. Sie hätten dasselbe Recht auf ein glückliches Leben wie unsereins. Nach dem »Amen« folgt die obligatorische Schweigeminute zur Besinnung und zum

Nachdenken. Ich frage mich, warum sie gerade heute die Flüchtlinge in ihr Gebet einschließt. Hat sie wieder eine Vorahnung, wieder ihr zweites Gesicht? Oder ist es nur der alte Aberglaube, dass ein Freitag, der in dicker, schwarzer Schrift auf dem Kalender erscheint, ein schwarzer Freitag sei und Unheil verkünde?

Nachdem sie das erlösende »Bon appetit!« gesprochen hatte, darf zugegriffen und wieder frei geplaudert werden.

Während die Tischrunde fleißig pellt und kaut, ist von draußen plötzlich ein lauter werdendes Brummen zu hören. Ich springe auf und laufe nach draußen auf den Hof, um Ausschau zu halten. Nähern sich etwa die schon seit einer Stunde erwarteten Bomber?

Am Himmel über mir kreisen drei einmotorige Jagdflugzeuge. Sie fliegen so hoch, dass die Hoheitszeichen nicht zu erkennen sind. Es könnten deutsche Maschinen vom Typ Me 109 sein. Dafür spricht auch die Tatsache, dass bisher kein Alarm gegeben wurde.

Jadwiga und Marta kommen ebenfalls aus dem Haus, um das Fliegenspektakel nicht zu verpassen. In diesem Moment verlässt der erste der drei Flieger seine Höhe und braust im Tiefflug auf uns zu. Jedenfalls haben wir Schaulustige den Eindruck, als wolle der Pilot uns ins Visier nehmen. Jetzt fliegt das Jagdflugzeug schon so tief,



Ein britisches Jagdflugzeug befindet sich im Anflug zwei weitere fliegen eine Schleife, 1945. Privatfoto.

dass ich die blau-weiß-rote Kokarde unter den Tragflächen und den Flugzeugtyp sicher erkennen kann: »Mein Gott, das ist ja eine englische ›Spitfire‹, ein feindliches Jagdflugzeug, das geradewegs auf uns zukommt!« Sofort rufe ich den beiden zu: »Runter! Flach auf die Erde!«

Die beiden Mädels werfen sich auf den gepflasterten Hof. Ich lasse mich flach auf den zementierten Vorplatz fallen und robbe bis an die Hauswand, wobei ich die anfliegende Maschine fest im Auge behalte.

Jetzt ändert sie ihre Richtung. Sie fliegt einige Hundert Meter weiter östlich an uns vorbei, sodass wir ihre Breitseite genau erkennen und sogar den Kopf des Piloten sehen können.

Genau in diesem Moment feuert die »Spitfire« etwa zwei bis drei Sekunden lang aus allen Rohren. Ich kann die dicht aufeinanderfolgenden Feuerblitze, die aus den beiden Tragflächen nach vorne herausspritzen, und zugleich die schwarzen Rauchstreifen, die hinter den Tragflächen erscheinen, genau beobachten. Begleitet wird dieses tödliche Feuer aus den 12,7-cm-Bordkanonen und den 20-mm-MGs von einem ohrenbetäubenden lang gezogenen Dröhnen.

Kein Zweifel, das ist ein gezielter Beschuss! – Wehe dem, den es trifft! Jetzt greift die zweite »Spitfire« an und feuert aus allen Rohren. Kaum hat auch diese Kampfmaschine ihr Feuer ausgespuckt, nähert sich schon das dritte Flugzeug und setzt zum Tiefflug an. Wieder sehe ich die blitzenden Feuersalven und höre das Dröhnen.

Jadwiga und Marta blicken wie erstarrt. Der Schweiß steht ihnen auf der Stirne.

Marta mit zitternder Stimme: »Slawa bogu!« (Gott sei Dank!)

»Was wollen die?«, fragt Jadwiga.

Ich blicke wieder in den stahlblauen Himmel und rufe ihr zu: »Weiß ich nicht! – Aber die Gefahr ist noch nicht vorüber! Ich sehe, dass die Maschinen eine Schleife fliegen. Sie werden gleich wiederkommen! Am besten, ihr geht zusammen mit Mutter in den Luftschutzkeller! Da seid ihr sicher! – Nehmt Minka mit in den Keller!«

Die beiden verschwinden ins Haus. Ich habe mich nicht geirrt. Die drei Jagdflugzeuge fliegen tatsächlich den nächsten Angriff. Die

erste Maschine setzt zum Tiefflug an. Ich möchte jetzt mehr sehen und laufe hinauf zum Dachboden, um aus der Dachluke den Angriff noch genauer beobachten zu können. Meine Vermutung scheint sich zu bewahrheiten: Die Jagdflieger beschießen irgendetwas auf der Chaussee am Rande von Damsdorf.

Der Angriff wiederholt sich noch ein drittes Mal. Ich zähle nach: »Es sind drei Maschinen. Jede hat drei Mal gefeuert. Das bedeutet, dass das Ziel neun Mal mit diesen überschweren MGs beschossen wurde. Wer weiß, welches Unheil sie angerichtet haben, wo es an der Stelle doch gar keine militärischen Ziele gibt?!«

Ich beobachte die Maschinen noch einige Minuten. Sie gewinnen wieder an Höhe, entfernen sich in östlicher Richtung und verschwinden schließlich am Horizont. Augenblicklich verlasse ich meine gute Aussicht und gehe wieder nach unten. Mutter und die beiden Helferinnen kommen ebenfalls aus dem Keller. Die Runde hat noch nicht wieder ihre Plätze eingenommen, als jemand die Flurtreppe heraufgepoltert kommt.

Es ist mein Freund Egon, der noch völlig außer Puste unbedingt eine Neuigkeit loswerden möchte: »Die haben eben einen Flüchtlingstreck beschossen und sollen ein fürchterliches Blutbad angerichtet haben!« Er erfasst meine Hand: »Komm mit, wir werden gebraucht!«

Ohne auch nur eine Sekunde nachzudenken, springe ich auf, ziehe meine schwarze Uniformjacke über, greife mir meine Schirmmütze, schnalle mir mein Koppel um und hake den Schulterriemen ein. Alles geschieht im Laufschrift. Auf dem Hof angekommen, schwingen wir uns auf unsere Fahrräder und radeln so schnell wir können nach Damsdorf, wo wir die Unglücksstelle vermuten. Wir wählen die Chaussee, fahren den Berg hinunter und erreichen nach wenigen Minuten die kleine Tankstelle der Familie Leitzke. Hier müssen wir halten. Ein weiteres Durchkommen ist vollkommen unmöglich, denn die Straße ist total blockiert.